Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift

Band: 9 (1899)

Heft: 2

Artikel: Sprachbeobachtungen in Deutschland

Autor: Fürst, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-788735

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprachbeobachtungen in Deutschland.

Vortrag von A. Fürst, Zürich.

Indem ich der Einladung folge, Ihnen über einen Aufenthalt in Deutschland etwas vorzutragen, hoffe ich auf Ihr Einverständnis, wenn ich als enger begrenztes Thema eine Darstellung der hauptsächlich beobachteten Erscheinungen im heutigen Sprachleben anbiete und in rascher landschaftlicher Überschau die leitenden Linien des neueren Sprachzuges aufzuzeigen versuche. Ich gedenke auf dieser sprachlichen Wanderung, zu der ich Sie bitte, mir zu folgen, namentlich auf den Hauptetappen von Mittel- und Norddeutschland etwas zu verweilen, wo der eigentliche Schwerpunkt der neueren Sprachentwicklung liegt.

Über das gegenwärtige Deutschland wäre ja sehr viel Interessantes zu sagen; in der Nähe angeschaut, steht es nach mancher Seite in imponirender Bedeutung da. Die grossen Verhältnisse des Reiches, die mächtig aufsteigende Entwickelung, die auf allen Gebieten wahrzunehmen ist, ganz besonders der ökonomische Aufschwung, die riesige Entfaltung gewerblicher Tätigkeit, als deren Wahrzeichen allerorten in Unzahl die dampfenden Fabrikschlote aufragen, die gewaltige Summe von Kräften in diesem Volke, alles das kann nicht verfehlen, auf den Reisenden aus unsern Grenzen Eindruck zu machen. Nicht minder wird durch das andersgeartete nationale Empfinden, die Begeisterung, mit der das gemeinsame Vaterland genannt wird, und die besondere Form, die sie herkömmlicherweise anzunehmen pflegt, die monarchische Loyalität, der Neuling eigenartig berührt, wie anderseits von dem frischen Zug und der hübschen Art dieses Volkes, unter dem sich so gut leben lässt, unbedingt angezogen. Was besonders bemerkt wird, ist der Geist der Ordnung und Disziplin, der alles durchdringt, die ernste Gediegenheit, die im ganzen überall entgegentritt, die gesittete und offene Begegnung, und nicht zum wenigsten muss jedem die an allen deutschen Männern sichtbare erziehende Wirkung des nationalen Wehrdienstes vorteilhaft

auffallen, wenn auch daneben manche eigentümliche Nebenerscheinung in dem Richtungnehmen nach oben der Beobachtung nicht entgeht und die politischen Verhältnisse für die aufstrebenden Volkskräfte noch im Zeichen des Ringens um ein notwendiges Mass staatsbürgerlicher Geltung stehen, deren uneingeschränkter Besitz bei uns beinahe selbstverständliches Gemeingut geworden ist.

Aber ich muss es mir versagen, allen diesen Erscheinungen im Volksleben nachzugehen, um bei dem einen Thema der Sprachverhältnisse etwas verweilen zu können. Auch das ist noch ein so weites Gebiet, dass eine Beschränkung auf das Wichtigste geboten ist. Ich schneide daher die breite landschaftliche Entfaltung der Sprache mit ihren mannigfaltigen Abstufungen, d. h. das ganze Gebiet der Mundarten, ab und beschäftige mich in der Hauptsache nur mit der daraus emporgewachsenen Entwickelung, die in zunehmendem Masse alle deutschen Gaue vereinigt, mit den Verhältnissen der heutigen Gemeinsprache, wie sie nicht bloss allgemein im schriftlichen Verkehr im Gebrauche steht, sondern auch überall in den gebildeten Kreisen Deutschlands, zumal in den Städten, gesprochen wird und ganz besonders von der Einigung des Reiches mächtig getragen in immer weiter reichender Aufnahme begriffen ist. Bei solcher nationalen Geltung ist diese allgemeindeutsche Bildungssprache, das sogenannte Hochdeutsch, das wir wesentlich nur als Schriftsprache gebrauchen, allerdings auch von den natürlichen Quellen der Volkssprache stark beeinflusst und von einheitlichem Gepräge noch weit entfernt. Namentlich macht sich überall eine landschaftliche Färbung geltend in der Aussprache, und im Sprachbestand tut sich auch im Schriftgebrauch hauptsächlich ein Unterschied auf zwischen Süden und Norden.

Da war es schon bei der Ankunft in Stuttgart, das zu einer Unterbrechung der Fahrt einlud, interessant, die gemeinsamen Züge süddeutschen Sprachgebrauches zu beobachten, wie auf der Strasse oder im Restaurant ein Stück der Unterhaltung aufzufangen war. Von einem Tische herüber, wo zwei Tübinger Studenten von einem Assessorexamen sprachen, tönte die Äusserung: Es ischt ihm vorbéi gelunge, mit Verstummen des auslautenden n wie bei uns, wobei auch jenes schwäbische Hochdeutsch stehen bleibt, zu dem man sich in gewissen Kreisen bei uns aufschwingt, wie in dem Satze: "Wolle die Herre Platz nehme?" Charakteristisch für das Süddeutsche ist auch der durchgängige Wegfall des Endungs-e: der Knab, die Bäum, die Hitz. In der Diphthongirung der alten langen i zu ei wie in min zu mein steht auch das Schwäbische noch auf halbem Schritte der Entwicklung, indem es wie unsere länd-

liche Aussprache des Hochdeutschen für i ein scharf geschlossenes $\acute{e}i$ angenommen hat, der $W\acute{e}in$, die $Z\acute{e}it$, oder auch den Laut gegen oi hin nasal färbt, der Woi. Übereinstimmend mit dem Schweizerdeutschen sagt das Schwäbische Geischt, Lascht; denn im Süddeutschen ist im weitesten Umfange das s neben gewissen Lauten zu dem breiteren Zischlaut sch verschoben worden, der auch im Hochdeutschen im Anlaut für st, sp und in andern Verbindungen angenommen ist, wie in schlafen, Schnee, schwimmen für älteres slafen, snê u. s. w., während im Auslaut die ursprüngliche reine Aussprache des s nach niederdeutscher Weise Regel ist.

Ein anderer hervorstechender Zug süddeutscher Sprachgewohnheiten ist der vorherrschende Gebrauch des Perfekts als Erzählform der Vergangenheit, der zusammengesetzten anstatt der einfachen Bildungen, da hat er gsagt oder gseit für da sagte er, in volkstümlicher Weise z. B. angewandt in Rückerts Kindergedicht "Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt" oder "Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen". Bekanntlich hat unsere alemannische Mundart das Imperfekt bis auf die Konjunktivformen, i gieng, wenn i gsäch u. s. w. vollständig aufgegeben und alles Vergangene unterschiedslos auf den einen Ausdruck durch das Perfekt, die Form der für die Gegenwart abgeschlossen vorliegenden Handlung, gebracht, während das Niederdeutsche wie das sonst flexionsarme Englische die alte Erzählform festgehalten hat. Wir stehen vor einem abgelaufenen Prozess, in dem jedenfalls eine neuere Entwicklung vorliegt, da noch in mittelhochdeutscher Zeit das Imperfekt in reicher Entfaltung stand. In der Bevorzugung der aufgelösten Zeitform, die wohl den Vorzug ausgeprägterer Deutlichkeit hat, sehen wir einen analogen Vorgang wie in den romanischen Sprachen, die eine ausgesprochen zerlegende Tendenz in der Formenbildung entwickeln und dadurch an augenscheinlicher Durchsichtigkeit gewonnen haben. Diesem Zuge zu den aufgelösten Formen entspricht es, wenn im Französischen das Défini in gewöhnlicher Rede ausser Gebrauch kommt und durch das Perfekt ersetzt wird: il est venu, il a dit anstatt il vint, il dit. Auch in der Umschreibung des Genitivs mit von neigt die Volkssprache im ganzen Sprachgebiete diesem zerlegenden Aufbau der Sprachformen zu, mit dem die romanischen Sprachen die Kasusverhältnisse bezeichnen.

Ein charakteristisches Merkmal der gemütlichen süddeutschen Art ist die Vorliebe für Verkleinerungsformen bei Personennamen sowie bei allen möglichen Hauptwörtern. Auch Österreich, Wien insbesondere, liebt das "Spiel mit herzigen Diminutiven": "Ein wunderliabs

Weiberl", "ein prächtiges, gemütliches Manderl". So macht ja auch unsere Mundart einen häufigen Gebrauch von Verkleinerungsformen, mit denen sich oft mehr irgend ein Gefühlsanteil als die Vorstellung des Kleinen verbindet, z. B. wenn wir sagen es Pūrli, es Manndli, er hät en yno am Ärmli".

Ich habe gemeinsame Züge des Süddeutschen herausgehoben; es treten aber auch bemerkenswerte Unterschiede und Abstufungen auf. Verschwunden ist im Schwäbischen schon unsere rauhrachige Aussprache des kund ch; man hört sagen "ich dangge recht", ch mit dem erweichten ich-Laut; aber das g tönt noch ganz unverändert nach unserer Weise, auch nach i, e, der Kenig, und vor k, z. B. in Gerechtigkeit, lässt man es nach allgemein süddeutschem Brauch im k-Laut aufgehen. In Nürnberg, wo ich eine Kirche besichtigte, hörte ich schon sprechen Ewigkeit, konstatirte also bereits die für Mitteldeutschland charakteristische spirantische Aussprache, die besonders in Frankfurt auffallend stark gehört wird und auch bei Goethe, aus den Reimen zu schliessen, schon anzunehmen ist, wie die Stelle in Gretchens Monolog zeigt:

"Ach neige, du Schmerzensreiche",

in einer andern Strophe

"Es dringen Blüten aus jedem Zweig und tausend Stimmen aus dem Gesträuch,"

was in der Aussprache eines Mitteldeutschen ein vollkommen reiner Reim ist.

Als ich dann weiter hinauskam, Leipzig entgegen, war ich gespannt darauf, die Sprache dieses östlichen Mitteldeutschland kennen zu lernen, auf dessen Boden im wesentlichen die nhd. Schriftsprache erwachsen ist. Als reines Hochdeutsch kann nun freilich auch das Sächsische nicht gelten. Dialektfreier ist im allgemeinen die Sprache in den Städten des niederdeutschen Nordens, wo heute überall ein gutes Hochdeutsch gesprochen wird, ohne dass zwar einer Stadt das einwandfreie Lob des besten Deutsch erteilt werden könnte. Das hängt mit dem künstlich gemachten, vermittelnden Charakter der neuhochdeutschen Schriftsprache zusammen, in der nicht ein bestimmter einzelner Dialekt, wie etwa im Französischen der der Isle de France mit Paris, zur Landessprache aufgestiegen ist, die vielmehr als ein Ausgleich zwischen verschiedenen zu führendem Einfluss gelangten Landschaften in den Kanzleien, auf dem Papier entstanden und dann durch Luthers Schriften und durch die Buchdruckereien allmählich als deutsche Gemeinsprache durchgedrungen

Diese Entstehungsart verrät das Schriftdeutsche auch durch manche lautliche Ungleichmässigkeit, indem es seine Elemente aus den verschiedensten Dialekten in ihrer angestammten Lautform übernommen hat, ohne sie einer einheitlichen Behandlung zu unterwerfen. So stehen in der Schriftsprache niederdeutsche Formen, wie sacht neben dem oberdeutschen sanft, Schachtelhalm neben dem oberdeutschen Schaftheu, Nichte für das verdrängte Niftel, Strippe neben Streif und Strupf, schleppen neben schleifen, schlapp neben schlaff, roden neben reuten, Odem neben Atem, fett neben feist, die Salzlake neben die Lache, Born neben Brunnen, Lehm für oberdeutsch der Leimen, Nelke aus Negelke für Nägelchen. Niederdeutsch sind die Formen Hafer, Schwefel, Torf, die Stoppeln, der Schuppen. Während in Mitteldeutschland die umgelautete Form drücken herrschend wurde, kam für den Buchdruck aus Oberdeutschland, wo diese Erfindung herstammte, die Form drucken in Aufnahme. Aus verschiedenen Mundarten stammen Sühne und versöhnen, in Treuen und das gleichbedeutende mitteldeutsche traun. Einem ostmitteldeutschen Dialekt entstammt die Wortform ereignen für eräugen (vor Augen treten). So finden sich die Laute der verschiedensten Mundarten in der Schriftsprache neben einander vertreten. Jedenfalls sind die Mundarten im gleichmässigen Ausbau ihres Lautgefüges einheitlicher als die Schriftsprache. Das zeigt z. B. die Behandlung des Endungs-e. In Süddeutschland hat man das schliessende e fast durchweg abgestreift, z. B. Freud, auch in der Mehrzahl: Bäum, in Sachsen es durchgängig festgehalten. In Leipzig sprechen die Hausfrauen am Sonnabend vom Reinemachen, die Schraube am Ofen ist sehr feste zugedreht, und die Sachsen sind "helle". Die Schriftsprache verfährt hierin ungleichmässig; sie sagt Freude, aber Freud und Leid, Knabe, aber Graf für mhd. grave. (Vgl. darüber O. Weise, Unsere Muttersprache.)

Ein weiterer Ausgleich vollzieht sich allmählich in der Aussprache, worin niederdeutsche Lautgebung wesentlichen Einfluss gewonnen hat, so dass für das reine Deutsch heute kurzweg als Norm gilt: Oberdeutscher Lautstand in niederdeutschem Munde! Aus dem Niederdeutschen ist die Neigung eingedrungen, alle langen Vokale geschlossen, alle kurzen offen auszusprechen, also: weh, komm mal her, schwer, das Leben; aber Erde, hell, setzen; der Ofen, aber hoffen. Bekanntlich fügt sich das Süddeutsche insbesondere in der Lautstufe des e nicht in diese Regel. Es kennt bei Länge wie bei Kürze offenen und geschlossenen Laut und spricht beten wie Welt und wie ehren das Gesetz. Das geht bis ins Mitteldeutsche hinein; auch in Leipzig und Dresden hört man gewesen, leben. Das Süddeutsche hält damit histo-

rische Unterschiede fest, während die norddeutsche Sprechweise und nach ihr die Aussprache der Bühne sie phonetisch ausgleicht, indem sie alle langen e im geschlossenen, alle kurzen im offenen Laute vereinigt. Auch die Doppellaute au, ei und eu (geschrieben eu und äu), wo wir, wie in Baum und Haus, mit der Unterscheidung der Laute älterer und jüngerer Bildung reichere Vokalschattirungen festhalten, sind unterschiedlos auf einen Laut gebracht.

Allgemeingültig ist auch die norddeutsche Lautgebung der Konsonanten, die weichere Aussprache des k, die Differenzirung des ch, das ganz verschiedene Laute bezeichnet, indem die Mundstellung des vorhergehenden Lautes die Artikulationsstelle des Gaumenlautes beeinflusst hat. Nach den weiter hinten im Munde gebildeten Vokalen a, o, u hat es unsern hinteren Rachenlaut, den ach-Laut, nach den vorderen Lauten e, i u. s. w., auch nach Konsonanten, einen der Mundstellung des Begleitlautes angepassten weicheren Reibelaut, den ich-Laut, z. B. in der Silbe -lich, in echt, leuchten, Milch, durch. Auch am Anfang der Silbe vertritt es zwiefachen Laut: Chemie, Chirurg, Orchester (ich-Laut), aber = k (ggh) in Chor, Christ und so auch in der Verbindung mit s, wie in sechs. Auch das auslautende g hat in Mittel- und Norddeutschland in gleicher Lautfolge wie ch, z. B. in der Silbe -ig die Reibelautaussprache angenommen. Der Norden mit Berlin geht darin nicht so weit wie Mitteldeutschland; er spricht zwar Berg, aber Berge, König, aber königlich, was auch für die Bühne als Norm gilt. Anderseits hat der niederdeutsche Norden teilweise das g auch nach a, o, u in das Geleise des ch übergeführt und spricht in provinzieller Verbreitung auch guten Tach, genuch, was indessen, wie angedeutet, als Provinzialismus gilt.

Die weichere, klanghaftere Lautgebung des Mittel- und Niederdeutschen zeigt sich ferner als charakteristische Erscheinung in der stimmhaften Aussprache der weichen Konsonanten b, d, g, auch s und w, indem wie im Französischen die Stimme zum nachfolgenden Vokale schon mitvibrirt, während diese Laute im Oberdeutschen stimmlos und damit härter geworden sind. Vergleichen Sie mit unserer Aussprache die weichen, mittönenden französischen Konsonanten in bon, madame, vous avez, um den Unterschied belegt zu finden. In Berlin besonders ist man von dem stimmhaften s überrascht, wenn im Gewühl des Strassenverkehrs die Kutscher ihren Zuruf "vorsehen!" hören lassen, wenn in einer Strassengruppe eine Alte sich berühmt, "den Kaiser jesehen" zu haben, oder wenn es im Tiergarten von einem Spielplatze her tönt: "Komm, wir gehen zu Hause!" wie die Berliner Kinder sagen.

So sticht auch die Aussprache deutscher Solisten im Gesangsvortrage in Wörtern wie die Sonne, besungen, so selig, ein Säuseln vorteilhaft von der Gewohnheit unserer Damen ab, anlautendes s wie den scharfen romanischen s-Anlaut zu behandeln.

Diesem klanghaften Charakter des heutigen Deutsch entspricht auch die Aussprache der Laute p, t, k mit h-Nachschlag (t ief, Thal, Phaar, Kherl), die bei uns hauchlos wie in den benachbarten romanischen Sprachen lauten. Gewiss trägt auch die im Norden übliche kräftig herausgesetzte Aussprache auslautender b, d, g, also z. B. das Weip, das Rat, der Tac, besonders am Satzende dazu bei, der Rede weitertragende Deutlichkeit zu geben. Eine Ausnahme macht die Verbindung ng, z. B. in lang, langsam, in der kein eigentlicher g-Laut vorliegt; die in gewissen Gegenden gehörte Aussprache lanc, lancsam ist ein am Schriftbilde hängenbleibender Provinzialismus.

Zu den Ausspracheverhältnissen, die ich hier berühre, gehört nun noch ein wesentliches Moment, das im Norden besonders auffällt und der Rede ein von unserer Sprechweise ganz verschiedenes Gepräge gibt. Das ist die jeder Landschaft eigentümliche gewohnte Einstellung der Sprechorgane. Auf ihre Verschiedenartigkeit und ihren Einfluss auf die ganze Lautbildung wurde besonders auch von Professor Sievers in Leipzig hingewiesen. Während der Alemanne weiter hinten im Rachen mit tief gestelltem Kehlkopf die Laute bildet, spricht man im Norden mehr vorn im Munde mit deutlicher, lichter Lautbildung. Dazu ist dem Deutschen, wie es insbesondere im Norden gesprochen wird, ein rascher Fluss der Rede eigen, der mit bedeutsamer plastischer Wirkung neben den bedeutungtragenden Hauptsilben die tonlosen Nebensilben viel mehr abdämpft und den Satz in einem Zuge bindet, während wir die Einheit stark in die Silben auflösen. Das fällt besonders in den Bildungssilben auf e auf, wie in be-, ge-, wo wir unter dem Einflusse älterer, vollwertiger Mundartlaute hart herausplatzendes é sprechen, géschaffen, békommen, das Endé, einé Lindé, während wir doch in der Mundart auch sagen e Linde und in andern Vorsilben: ent-, er-, ver-, zer- ein dumpfes e auch kennen. Wir konstruiren uns da ein Deutsch, wie es sonst nirgends gesprochen wird. Gerade in diesem Punkte zeigt sich eben auch die Unzulänglichkeit des deutschen Schriftbildes, das eine Menge von Lautverhältnissen unbezeichnet lässt und uns, die wir in weiteren Kreisen mit der hochdeutschen Gemeinsprache nur durch den schriftlichen Gebrauch bekannt sind, zu einer bloss orthographischen Aussprache hinleitet.

Diese liegt auch vor in der Aussprache des h zwischen Vokalen, das zwar in manchen Fällen einem stärkeren ältern Laute entspricht, wie ihn unsere Mundart in Höchi, Nächi, ruebe noch festhält, im heutigen Deutsch aber durchaus stumm ist und nur noch die Geltung eines Dehnungszeichens hat, also Höhe, Nähe, Ruhe, wie auch wir in leihen, einweihen sprechen.

Mit dem fliessenden Gang der Rede, der keine Silben zerlegt, hängt es auch zusammen, dass die Sprache in Mittel- und Norddeutschland keine Konsonantenverdoppelung kennt. Der Gutsbesitzer spricht von seinem Rögen, man spricht die Fläge, die Ebe, der Wider, wie wir auch Himel, Söne, Wele sprechen. Die doppelte Schreibung ist nur für das Auge da zur Bezeichnung der Silbenkürze.

Ein weiteres Moment, das den Schritt der Rede wesentlich bestimmt, ist die Länge der sogenannten offenen Stammsilben, die das Mitteldeutsche, auf dem ja das Neuhochdeutsche beruht, viel konsequenter durchgeführt hat als wir im Süden. Ich vermeide bei allen diesen Erörterungen die Frage, was schöner oder was das Richtige sei; das sind sekundäre Erwägungen. Als richtig gilt in der Sprache, was herrschender Gebrauch ist, und gleicherweise wird als schön empfunden, was einer mittleren Linie des gewohnten Empfindens entspricht. Aber doch wird man zugeben müssen, dass, z. B. in düster, durch die Länge das vokalische Element der Wortstämme zu ganz anderer malerischer Wirkung gelangt und die bedeutungtragende Hauptsilbe zur Geltung bringt als bei der Kürze. Man steht also bekanntlich im allgemeinen, was Stammsilben betrifft, vor der Erscheinung, dass gehäufte Konsonanz im Auslaut den Vokal kurz hält, während er vor einfachem Konsonanten gelängt worden ist. Man spricht also kurz: das Wort, Berg, ernst, Stern, Wirt, Durst, schwarz, Herz, von ferne, die Kerze, Markt, Ordnung u. s. w., wo wir den Vokal unter dem Einfluss des nachfolgenden r gelängt haben. Kurz ist auch das Gedächtnis, er dachte, gebracht. Dagegen spricht man lang: ein grober Irrtum, arbeitsam, Heimat, uralt, kneten, die Stufe, der Monat, da liegt, gelegt. In der Form es giebt ist die neue amtliche Schreibung sogar mit der Einführung des Dehnungszeichens dem Sprachgebrauche nachgefolgt.

Die Regel wird zwar durch Ausnahmen nach beiden Richtungen durchbrochen. Einerseits haben einige Silben auf einfachen Konsonanten die alte Kürze bewahrt; anderseits hat auch das gemeingültige Deutsch in manchen Fällen vor Doppelkonsonanz Stammvokale gehängt. Ich führe nur einige Beispiele an, wo die Gemeinsprache von unsern Gewohnheiten abweicht. In Deutschland fängt die Schule an, der Zug fährt

ăb, er geht hin; kurz ist sich, es und besonders das Fragewort was und das hinweisende das, ganz gleich wie das Bindewort dass, das ja ursprünglich mit diesem eins und nur eine besondere syntaktische Verwendung des Fürwortes ist; ich weiss, dass er kommt, ist eigentlich: ich weiss das, er kommt. Einige Silben sind nur in Zusammensetzungen kurz geblieben, z. B. bar in bărfuss, vor in Vörteil, hoch in Höchzeit, das Heer in Herberge, viel in vielleicht. Kurz geblieben ist auch das isolirte weg, (mit hartem g, altd. in wec), während der Weg lang geworden ist mit erweichtem g. Lang gesprochen trotz Doppelkonsonanten wird hätscheln, die Bratsche, die Jagd, und ebenfalls vor r: der erste, die Art, Mundart, Bart, zart, das Harz, das Pferd, das Schwert, der Wert u. a. Grösser ist die Zahl der Ausnahmen in norddeutschem Munde, wo nicht nur ganz nach unserer Weise gesprochen wird: die Erde, der Garten, werden, sondern auch der Vogt, die Magd, der Krebs, das Obst, das macht mir Spāss, in Berlin auch die Börse und die Städte als Plural von Stadt. Diese zahlreichen Längen, die die Betonung wirksam unterstützen, die gemessen schreitende, der Bedeutung entsprechende Bewegung, die sie in die Rede bringen, tragen wesentlich dazu bei, dem Hochdeutschen einen von der alemannischen Sprechweise verschiedenen Charakter zu geben.

Auch einige Fälle abweichender Betonung will ich erwähnen, zumeist solche, wo wir das Betonungsprinzip der deutschen Sprache, die Stammsilbe, d. h. gewöhnlich die erste Silbe des Wortes hervorzuheben, auch am unrechten Ort auf die erste Silbe beziehen. Im Deutschen betont man, um mich auf einige häufig gehörte Beispiele zu beschränken, dersélbe, sogléich, sofórt, desgléichen, zugléich, überáll, die Zigárre, Kakáo, Schokoláde, aber wie bei uns der Káffee und ebenso auf der ersten Silbe der Tábak, ferner der Pástor, der Senátor, der Kónsul; auch lútherisch, wie das Volk nach dem Namen Lúther richtig betont; luthérisch ist undeutsch, nach dem latinisirten Namen Luthérus.

Nun sind zwar auch fehlerhafte und störende Gewohnheiten zu erwähnen, womit die Sprache in Mitteldeutschland
behaftet ist. Ich sehe ab von untergeordneten landschaftlichen Eigentümlichkeiten wie dem spezifisch sächsischen singenden Tonfall, den Sie bei
Musikern, unter denen viele Sachsen sind, häufig hören können, ebenso
von ihrem, auch teilweise im Süden herrschenden dumpfen, gegen o hin
gefärbten a und zu breit offenen au (zu Hàuse), wo die Aussprache des
Nordens mustergültig ist, a tadellos offen, au als die Folge von a-u.
Eine Erscheinung von weitester Verbreitung in Mittel- und Süddeutschland
ist die schlechte Aussprache der gerundeten Vokale ö ü eu, die man

aus einer Vorliebe für eine bequemliegende Breitöffnung des Mundes als e i ei spricht. Na heren se, spricht ein gemidlicher Sachse, heide is aber schenes Wěder, wie ein Geigenmacher aus Österreich neie Begen und remische Saiten fir Kinstler empfiehlt. Für das Ohr des Mittelund Süddeutschen gibt es zwischen e und ö kaum einen Unterschied. Ganz natürlich, dass der wenig auf der Feder geübte schwäbische Schneider auch so schreibt und in seiner Rechnung neie Gnepf aufführt.

Eine charakteristische Eigenschaft des Ostmitteldeutschen ist das Fehlen harter Konsonanten, die z. B. in Leipzig alle weich ausgesprochen werden. In der Schrift unterscheiden sie mit krampfhaftem Bemühen das weiche d und das harde d, sprechen aber beide für unser Ohr gleich, des t wie wir d sprechen: gud, das Theader, sogar in der Verdoppelung: Ödo, Müder, und ebenso ich dange, gaufen, die Gatze, das Wäser, die Strase, beser. Das fiel mir besonders in einem Konzert im Neuen Gewandhaus, wie die Leipziger ihr Konzerthaus nennen, auf, wo in einer Faustsymphonie von Liszt der Schlusschor der Männer im allgemeinen bemerkenswert gut und glatt aussprach, die 1 sehr flüssig: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, ei entschieden offen, ch als den gewohnten deutlichen Reibelaut; aber sehr störend: "Das Unbeschreibliche, hier ist es gedan." Sogar bis ins Kolleg dringt diese Aussprache, in der bereits Übergänge zu niederdeutscher Lautstufe vorliegen.

In Berlin ist die Sprache bemerkenswert korrekt und abgeglättet. Ich spreche nicht nur von den gebildeten Durchschnittsmenschen; denn allerdings sind ja überall Abstufungen bemerkbar von den breiten Schichten des Volkes bis zu den eigentlichen Gebildeten, die durch Studium oder Beruf in die Lage kommen, sich mit der Sprache näher zu beschäftigen; aber auch der Dienstmann auf der Strasse gibt in Berlin Bescheid in gutem Hochdeutsch. Sein gewohntes niederdeutsches ne oder kofen, wess och nicht fällt nicht stark ins Gewicht. Die Laute ei und au haben auch in andern, auch in oberdeutschen Gegenden allerlei Veränderungen bis zum Aufgehen in einem Laute erfahren. Berlin ist eine durchaus hochdeutsch sprechende Stadt. Trotz ihrer weit vorgeschobenen Lage in das niederdeutsche Sprachgebiet hinein hört man nur wenige plattdeutsche Anklänge, etwa ein dat, wat oder ik, an den Kopp, einen Skat kloppen. Wir stehen ja der allgemeineren Erscheinung gegenüber, dass überhaupt in den Städten des niederdeutschen Sprachgebietes das reinste Hochdeutsch gesprochen wird. Ob nun dieser oder jener Stadt, z. B. Hannover oder heute Celle darin noch besonders der Vorzug gegeben werde, kommt für uns wenig in Betracht. Berlin kann ebenso gut Anspruch darauf erheben wie Hannover, das mit der ganzen Gegend

nach Hamburg hinauf sich erst abgewöhnen muss, S-trümpfe zu s-tricken oder an die s-pitzen S-teine zu s-tossen. Jedenfalls wird der Reichshauptstadt, in der die verschiedensten Mundarten sich verschmelzen und abschleifen, auch durch ihr geistiges Übergewicht immer mehr die Bedeutung zufallen, in der Weiterentwicklung der Sprache eine führende Rolle zu übernehmen.

Lautlich fällt in Berlin und im Norden überhaupt das schwach artikulirte r besonders auf, das beinahe ganz in seinem vokalischen Elemente aufgeht. Schon die Art, wie der Berliner sein Berlin ausspricht: kurz Belin oder länger Bealin, oder wia (wir), eine Schnua, ist für ihn charakteristisch. Dieses schwerfällige r ist in den Städten heute vielfach verdrängt durch das aus Frankreich eingedrungene, bequemer artikulirbare Rachen-r, während der Süden an dem richtigen alten Zitter-r festhält. Durchaus rein ist dafür im Norden die Aussprache des 1, das in allen Lautverbindungen leicht und flüssig gleitet, während wir es von der Mundstellung des vorangehenden Vokals beeinflussen lassen und daher verschieden sprechen, rein flüssig in still, Welt, aber eigentümlich voll in alt, Holz, Schuld, so wenigstens hier in Zürich; im nördlichen Kantonsteil, etwa vom Irchel an, tritt das reine 1 auf. - Die vielerwähnte Berliner Eigentümlichkeit, g wie j zu sprechen, ist bei der sonst herrschenden Erweichung des g nicht so sehr auffällig. häufigsten hörte ich sie in der Vorsilbe ge-, wenn der Wortstamm wieder mit einem g-Laut beginnt: jegangen, jeklingelt, wo sie sich gefällig in den Dienst des Wohllautes fügt. Dagegen erschien es schon mehr als eine Zungenverrenkung, wenn Strassenjungen am Kaiserfest ihre Kornblumen ausriefen: drei für einen Jroschen.

Bei grammatischen Fragen will ich mich nicht lange aufhalten, nur im Vorbeigehen einige Punkte streifen. Vielleicht kann ich zunächst daran erinnern, dass in der Bildung des Plurals der Umlaut im Norden nicht in demselben Umfange auftritt wie im süddeutschen Sprachgebrauch, eine Erscheinung, die sich auch in der Steigerung und in der Wortableitung wieder zeigt, wo wir z. B. die Formen wöhler, megerer und tüechi, chüpferi bilden. So sagen wir mit Umlaut die Krägen u. s. w. und neigen in schwankenden Fällen zu der umgelauteten Form: Generäle, Herzöge, Kästen, Bögen, während im Norden die umlautfreie Form die übliche ist und gegenwärtig als die edlere gilt. — Dann ist dem Norden besonders geläufig die Mehrzahlbildung auf -s, die Jungens, die Mädels, die Kerls, die Schlingels, die im Niederdeutschen wurzelt, obschon sie natürlich auch französischen Lehnwörtern, wie die Leutnants, die Portemonnaies anhaftet und im übrigen bei Fremdwörtern

auftritt, die der deutschen Mehrzahlbildung widerstreben, wie die Albums, die Pianos, die Cellos neben die Celli. — Abweichende Pluralformen in der Sprache des Nordens wie die Lehrergehälter neben dem süddeutschen die Gehalte, oder die Scheite neben Scheiter sind bekannt.

Zu erwähnen ist ferner ein Unterschied zwischen süd- und norddeutschem Sprachgebrauch in der Behandlung des Adjektivs. Zunächst sind alte Genitivformen wie gutes Muts, reines Herzens, gerades Wegs fast ganz ausser Gebrauch gekommen; dafür bevorzugt die neuere Sprache, namentlich im Norden in ausgesprochener Weise, die Endung -n: guten Mutes, reichen Geistes, in Berlin liest man sogar am 15. jeden Monats. Das geschieht noch in einem andern Falle, wenn nämlich zwei Eigenschaftswörter dem Hauptworte vorangehen. Wo wir beide stark biegen, z. B. im Dativ: mit langem blondem Haar, hat der norddeutsche Gebrauch eine weitgehende Neigung, im zweiten Eigenschaftswort die schwache Biegung eintreten zu lassen, indem aus Gründen des Wohllautes, um die Wiederholung des vollmundigen Dativ -m oder der schnarrenden r-Endung des Genitivs der Mehrzahl zu vermeiden, die leichtere Endung -n vorgezogen wird, also mit langem blonden Haar. Dies geschieht namentlich da, und da aus dem Gefühl eines inneren Grundes, wo das Eigenschaftswort in schwacher Betonung enger zum Substantivbegriff gehört, während gleichwertig nebengeordnete Eigenschaftswörter, meist auch durch die Interpunktion auf gleicher Höhe der Betonung gehalten, beide stark flektirt werden, z. B. nach kurzem, vernehmlichem Pochen. Je nach der Auffassung lässt sich manche Verbindung stark oder schwach biegen; die Sprache gewinnt damit eine feine Unterscheidung, die unsere Beachtung verdient. Wenn freilich von Norddeutschen ganz unterschiedslos schwach flektirt wird, z. B. von einem Musikalienhaus in Hannover: von kräftigem, angenehmen Ton u. dergl., so ist dies eine rein äusserliche Wohllautsrücksicht, in der sich dieser Gebrauch gefällt, wenn nicht auch da bereits eine verwischte Unterscheidung der Kasusverhältnisse mit hineinspielt, die in der Sprache des Volkes in sehr weitem Umfange auftritt. In Berlin ist am häufigsten bekannte Verwechslung von mir und mich. Ein Berliner ging neulich hier eine Wette ein, dass das richtig sei: Ich schneide mich ein Stück Brot ab. Auch anderswo, so in Österreich, sind die Kasusunterschiede vielfach verwischt; für die Dativformen des Artikels dem und einem wird im Volke gern den und einen gesagt, dagegen ist die Akkusativform Sie in weiter Verbreitung, auch am Rhein, durch Ihne verdrängt. Der Österreicher sagt: Das wär etwas für Ihne, und auch in der Ostschweiz hört man "Grüess ene!"

Grosse Einbusse hat namentlich überall in der Volkssprache der Genitiv erlitten, den man schon als gekünstelt empfindet. In sehr vielen Fällen nimmt seine Stelle der Dativ ein. Bei wegen (wegen dem Regen, wegen dir, wegen was?), bei während und andern Vorwörtern, die im Hochdeutschen den Genitiv regieren, ist er in weiter Verbreitung eigentlich herrschender Gebrauch; ebenso ist die Umschreibung des Genitivs mit von oder mit dem Besitzpronomen (dem sein Hut) eine überall auftretende Erscheinung, die auch im Plattdeutschen so gut wie in unserer Mundart das Gewöhnliche ist. Auch bei Zeitwörtern ist der Gebrauch des Genitivs in der Volkssprache fast ganz erloschen. Man sagt: Ich kann mir den Schlaf kaum erwehren. Sie konnte sich das Lachen nicht enthalten. Ich kann mich noch daran (darauf) entsinnen. Ich erinnere mich nicht daran (darauf). Ich hatte ganz daran vergessen; der Wiener sagt: ich habe darauf vergessen. Ebenso wird gesagt: Das ist er fähig u. s. w. (K. Albrecht, Leipziger Mundart.)

Eigentümlich berührt die im norddeutschen Sprachgebrauch Mode gewordene Verkürzung der Passivform auf worden, das ohne Unterscheidung wegfällt, z. B. das Rathaus, das 1576 vollendet ist.

Ein feineres Sprachgefühl bekundet der Norden in der Behandlung des Konjunktivs in abhängigen Sätzen, dessen deutliche Ausprägung unbedingt gefordert wird. Diese wird erreicht, indem die Sprache für Konjunktivformen des Präsens, die mit denen des Indikativs gleichlauten, konsequent nach den deutlicher als Konjunktiv gekennzeichneten Formen des Imperfekts greift, um keine Unklarheit bestehen zu lassen, ob der Inhalt des Satzes als berichtete Tatsache oder als blosse Meinungsäusserung aufzufassen sei. So hört man immer in der lebendigen Sprache, gleichviel ob der Hauptsatz in der Gegenwart oder in der Vergangenheit stehe, Sätze wie: Glaubst du, wir hätten es nicht gehört? anstatt wir haben. Sie sagen, sie wüssten es nicht. Ich hatte ihm gesagt, ich begriffe sehr wohl u. s. w. Dieser genauer nüancirenden Ausdrucksweise liegt eben daran, den Konjunktiv in Sätzen, denen er wesentlich gebührt, auch in der Form deutlich zu kennzeichnen.

Auch Fälle abweichender Fügung wären zu nennen, z. B. der Gebrauch des Dativs in Sätzen wie: Es kommt mir auf 100 Mark zu stehen, es kommt mir schwer an, ich versichere dir, dass . . ., der Rauch beisst mir in die Augen, ich habe mir in den Finger geschnitten, u. s. w. oder das unpersönliche mich friert neben unserem ich friere u. ä. Anderes Hülfsverb nehmen die Verba sitzen, liegen, stehen, die jetzt mit haben abgewandelt werden, während es in Süddeutschland noch in alter Weise heisst: er ist gelegen, gesessen, gestanden. Süd-

deutscher und norddeutscher Sprachgebrauch trafen mir einmal eindrücklich zusammen, als ich nach einem Konzerte zu der Garderobefrau beim Empfang meines bestaubten Mantels bemerkte: Ist er denn am Boden gelegen? und die Antwort erhielt: Nein, am Boden gelegen hat er sicher nicht.

Auch weitergehender Gebrauch mancher Verben ist zu verzeichnen, z. B. jemand an den Bahnhof fahren, Sand oder Steine fahren, ich werde das Buch aus einer Bibliothek leihen, oder das reflexive sich grauen, sich bangen, auch bei Sudermann nach der im Norden üblichen Redeweise: Ich hab mich sehr nach dir gebangt.

Augenfälliger sozusagen, wenn es sich nicht wesentlich immer um Gesprochenes und Gehörtes handelte, und auch von tieferem Belang als diese grammatischen Formenspielarten ist aber noch die Vielgestaltigkeit des Wortbestandes, ein Gebiet der Sprachforschung, das verhältnismässig wenig betreten, doch als der eigentliche Inhalt der Sprache das interessanteste, aufschlussreichste ist und durch die mannigfaltigsten Fäden mit weiteren Hintergründen der Psychologie und der Kultur verknüpft ist. Es kann sich hier in dem Rahmen meines Themas wieder nur darum handeln, der provinziellen Seite desselben nachzugehen, also zunächst auf den hauptsächlich vorliegenden Unterschied im Sprachbestande zwischen Norden und Süden einzutreten. Abweichungen in der Wahl des Wortes fallen ja am allermeisten auf, weil sich für das naive Sprachgefühl oder die eingewurzelte Gewohnheit, auf der jenes beruht, das Wort mit der Vorstellung der Sache auf das engste "Komisch, das Mostrich zu nennen", meinte in Berlin bei Tische ein biederer Schwabe, "es ist doch Senf!" Wie viel es da im weiteren Erfassen der eigenen Sprache hinzu- und umzulernen gibt, weiss niemand besser als wir, die wir mit unserem stark gesonderten mundartlichen Idiom vom äussersten Süden an die deutsche Schriftsprache Man steht vor demselben neuen Schritte wie beim herankommen. Erlernen einer fremden Sprache, wo auch die Hauptleistung die ist, mit der Vorstellung des Inhalts der Worte neue Lautbilder, neue Sprachvorstellungen zu verbinden. Wer nach dem Norden kommt, dem fällt z. B. das stets gehörte Sonnabend für Samstag auf, das selbst in der Verbindung Sonnabend Abend ausschliesslich gebraucht wird. Samstag sagt, verrät gleich seine Herkunft aus Süddeutschland oder vom Rhein. In Berlin läutet der Besucher nicht, er klingelt; dort hört man nie, was das Gescheiteste, sondern was das Klügste wäre. Der Süddeutsche fragt warum? der Norddeutsche weshalb? Für dann und wann gebraucht er ab und zu, gewöhnlich für schicken das gewähltere senden.

Man zündet dem Gaste nicht, man leuchtet ihm. Ein Parkettboden, den wir blochen, wird dort gebohnt (gebohnert), sofern es welche gibt. das im Süden übliche Gewand sagt man im Norden das Kleid. heisst es: die Wäsche auswringen für ausringen, auswinden, für bügeln plätten, das Plätteisen. Der Norddeutsche findet etwas wie aus dem Ei gepellt (geschält), wo der Süddeutsche sagt: wie aus dem Schächtelchen. Anstatt schneuzen sagt man zu einem Kinde: Na, schnaub einmal! Für es schüttet, vom strömenden Regen, sagt man es giesst; der Rinnstein ist die Gosse. Der Regen klatscht nieder, wo wir von einem Platzregen sprechen. Bei uns regnet es etwa "Bindfaden", für den Berliner "Sackstrippen". Der Gärtner führt dort die Harke, bei uns den Rechen über die Gartenwege. Dort sieht man Radler vorbeiflitzen, Kinder im Sande herumpaddeln, einen Jungen an einem knusperigen Kuchen knabbern, Sprengwagen den Strassendamm besprengen u. s. w. Um 11 Uhr nimmt man gern etwa einen Happen (Bissen); denn bis 2 Uhr, der Stunde des Mittagessens in Berlin, währt es lange. Viele Speisen und Gerichte führen andere Benennungen. Salzfleisch heisst Pökelfleisch, Schwämme sind im Norden Pilze, Spiegeleier nennt man Setzeier, Kutteln Kaldaunen, für das süddeutsche Rahm, schweizerisch Nidel, sagt man Sahne, gschwungne Nidel ist Schlagsahne. Auf den Speisekarten sieht man als Nachtisch die auffallende Bezeichnung "Speise"; gemeint ist eine süsse Speise, was man bei uns eine süsse Platte nennt. Dann sind auch für viele Handwerker andere Benennungen gebräuchlich, für Metzger Fleischer oder Schlächter, für Wagner Stellmacher, für Küfer Böttcher, für Spengler Klempner, für Hafner Töpfer, Topf für Hafen. Dem Süddeutschen erschien der Schrein, dem Norddeutschen der Tisch das wichtigste Erzeugnis des darnach benannten Handwerkers. Für Putzerin sagt man Scheuerfrau, scheuern für fegen, allgemein die Stube kehren für unser wischen. Der Kehrichtkübel ist der Müllkasten, der Kehricht das Müll, ein Zweig der städtischen Verwaltung die Müllabfuhr oder -Verbrennung. Auf dem platten Lande, wie es dort heisst, treten für Tanne und Föhre Fichte und Kiefer auf, und der Name des Fichtelgebirges belegt die dort schon herrschende nördliche Benennung. Heine, der Rheinländer, singt: Ein Fichtenbaum steht einsam; der Schwabe Justinus Kerner in dem bekannten Liede: Die Tanne war wie lebend; auch bei Uhland legen sich die Jäger unter den Tannenbaum. Im Norden liefert der Flachs die Hede, bei uns das Werch. - Wissen Sie, was So heisst im Norden der Entwurf eines Aufsatzes, was unsere Schüler den Sudel nennen. Während wir bei Vermietungen schreiben auf 1. Oktober oder mit dem Fremdwort per 1. Oktober, liest man in

Berlin zum 1. Oktober. Mit andern Ausdrücken wird die Uhr bezeichnet. Ein Viertel vor sieben heisst im Norden drei Viertel sieben, ein Viertel über sieben ist ein Viertel auf acht oder ein Viertel nach sieben.

Manches gemeindeutsche, auch bei uns gebrauchte Wort tritt im Norden doch in anderer Häufigkeit auf als bei uns; ich nenne als Beispiel nur das in der Satzfügung oft gehörte ausserdem für zudem, überdies, übrigens oder etwa das Adverb neulich für letzthin, kürzlich, jüngst, und als Gegenstück das bei uns übliche verdanken und die Verdankung, die Norddeutschen in unsern Zeitungen so sehr auffällt, oder unser heuer, das besonders der österreichische Schriftgebrauch festhält, während es im Norden durch dies Jahr verdrängt ist. Solche Unterschiede ergeben sich um so häufiger, als man überall im gewöhnlichen Gebrauche die Fülle der Synonymen auf irgend eine engste Auswahl zu beschränken pflegt.

Manche Wörter treten in anderer Bildung auf. Für scheinbar oder wie es scheint ist anscheinend bevorzugt, für ähnlich sein ähneln; bei uns ist jemand sehr vermöglich, dort sehr vermögend. An Bänken in Anlagen steht auf dem zur Warnung aufgesteckten Zettel "frisch gestrichen", bei uns frisch angestrichen. Für unser schupfen ist schuppsen gebräuchlich; nicht zu verwundern heisst nicht verwunderlich; neben Verein tritt die Vereinigung. Seltsam kommt es uns vor, zu hören, es wolle sich einer anstatt wägen wiegen lassen. Das süddeutsche hiemit, hiedurch werden norddeutsche Setzer beharrlich in hiermit, hierdurch verbessern. Der Süddeutsche nimmt ein Bier, einen Käs; der Norddeutsche bestellt ein Glas Bier, einmal Käse.

Auf ein weiteres, wichtiges Gebiet, wohin das Wortmaterial sich erstreckt, auf die spezifisch deutsche Phraseologie mit ihrem Reichtum an besondern Verbalausdrücken und Wendungen kann ich mich gar nicht einlassen, obschon das mit zu dem gehört, was am meisten unsere Beachtung verdient. Ich denke da z. B. an Ausdrücke wie man kann es Ihnen nicht verdenken, es lässt sich nicht verkennen, es ist ihm nicht gut bekommen, mit etwas nicht kargen, der Wein ist alle, und andere in Menge, die dem Norddeutschen, von Jugend auf im täglichen Verkehr geübt, als ein nie versagendes, geschmeidiges Werkzeug der Darstellung zu Gebote stehen. Darin zeigt sich eben der grosse Vorteil, den der Norddeutsche mit einer einheitlichen, durch keine zwiespältige Gewohnheit gebrochenen Übung der Sprache vor uns voraus hat, in dem sicheren Besitze der gültigen Sprachmittel, der unbeirrten Wahl des Ausdrucks, dem gewandten und reichen Fluss der Rede. Das ist es vielleicht, was wir bei unserer mundartlichen Sprachgewohnheit am meisten zu üben

haben. Denn indem wir dem lebendigen Gebrauch der gesprochenen Sprache fernstehen, sind wir in einer eigentümlich benachteiligten Stellung. Wir sehen uns in unserer vornehmsten Schul- und Bildungsaufgabe, uns die deutsche Sprache anzueignen, wenn nicht wenigstens die Schule mit der schriftdeutschen Unterrichtssprache noch ein gewisses Mass der Übung vermittelt, einseitig auf die schriftliche Quelle, auf die Bücher, die Lektüre angewiesen. Diese müssen wir daher in besonders sorgfältiger Weise, mit aufmerksamem Beachten der Form, so reichlich als möglich ausschöpfen. Auch in der Schule wird sich in erster Reihe die Behandlung der Lesestücke in dieser Richtung fruchtbar machen lassen, wenn auch eine reichere Palette des Ausdrucks sich immer erst als ein Ergebnis gereifter Bildungsarbeit einstellt und namentlich an der vergleichenden Wortbetrachtung beim Studium fremder Sprachen sich bildet.

Besondere Beachtung verdient es, dass nicht so viele Fremdwörter, namentlich französische, gebraucht werden wie bei uns. Das Französische nimmt überhaupt im Norden eine viel schwächere Stellung ein und nicht diese übertriebene Wertung wie bei uns, während die näherliegende Kenntnis des Englischen mehr hervortritt und sich auch allgemein in der Vertrautheit mit englischen Worten in der üblichen Aussprache, wie Toast (Tost) Jury u. a. kundgibt. Was nun die Fremdwörterfrage im allgemeinen angeht, so möchte ich zwar mit den puristischen Bestrebungen der Sprachvereine, die darauf aus sind, alles Fremde auszumerzen, durchaus nicht durch Dick und Dünn gehen. Ganz abgesehen von alten, völlig eingedeutschten Entlehnungen wie Mauer, Pferd, fein, womit der Sprache von jeher wertvolle Bereicherung zugeflossen ist, vertritt auch manches Fremdwort eine so spezielle Begriffsnüance, dass es neben dem vieldeutigen deutschen Wort, mit dem es sich niemals völlig deckt, schlechterdings unentbehrlich ist. Auch als Träger allgemeiner Kulturbegriffe, besonders technischer Art, die Gemeingut der zivilisirten Menschheit sind, erscheint das internationale Fremdwort, das den Vorzug allgemeiner Verständlichkeit hat, ganz geeignet. Doch ist auch manches ohne Schaden und teilweise sogar recht glücklich durch das deutsche Wort ersetzt, namentlich im Verkehrswesen. Völlig eingelebt hat sich in wenigen Jahren die gute Bezeichnung Sonderzug für Extrazug, die Fahrkarte für das Billet, der Bahnsteig für Perron, auch die Schranke für die Barrière; nur der Abteil im Eisenbahnwagen hat das Coupé, nun auch Kupee geschrieben, nicht völlig zu verdrängen vermocht. Die Höflichkeit sieht auch keine Veranlassung mehr, in deutscher Rede ganz unversehens das französische Flitterwerk von "pardon", "excusez" und "merci", das bei uns noch für fein gilt, anzubringen.

Niemand fällt es in deutschen Städten ein, auf dem Trottoir zu gehen; man geht in gewohnter, etwas spiessbürgerlich geprägter Weise auf dem Bürgersteig. Für das Quai, eigentlich ein deutsches Wort und aus dem Französischen wieder aufgenommen, in Frankfurt der Kai, sagt man in Berlin das Ufer, für Dépôt allgemein Niederlage, wofür man bei uns noch die Bezeichnung Ablage kennt. Allgemein angenommen ist der Fernsprecher für das Telephon. Bei einer Wanderung durch die Strassen der Städte wird man es auch bemerken, auf Schildern und Firmentafeln den Schneidermeister, den Schuhmacher wieder zu Ehren gebracht zu sehen für den Tailleur und den Cordonnier; auch der Charcutier nennt sich gut deutsch Das Modegeschäft empfiehlt für Nouveautés seine letzten Wurster. Neuheiten. Die Damen pflegen nicht wie bei uns in die Konditorei zu gehen, um eine Glace zu essen; sie essen Gefrornes; Himbeereis, Erdbeereis; sie naschen keine Konfituren, sondern Eingemachtes. Sogar die Speisekarte findet man jetzt nicht selten deutsch abgefasst; die Speisenfolge, sonst "das Menu", führt nicht mehr "Poulet" auf, sondern dem Sprachgebrauch entsprechend Huhn; Bouillon heisst wieder Fleischbrühe, und anstatt Sauce wird auch Tunke nicht verschmäht. In Zeitungen wird für einen Associé oder Socius jetzt häufiger ein Teilhaber gesucht. Auch der Ausdruck prima verschwindet; man anerbietet erste Referenzen, eine erste Kraft. In richterlichen Erwägungen findet man eine Tatsache nicht mehr irrelevant, sondern belanglos, unerheblich. In der Schule wird nicht die Absenzenliste, sondern die Versäumnisliste geführt. vollzieht sich heute eine merkliche Zurückdrängung der fremden Einflüsse; auch im neueren Schrifttum spürt man das Wehen eines befreienden Besonders Berlin entwickelt in dieser Richtung lebendige Sprachkraft; im Mittelpunkte des nationalen Lebens ist das deutsche Bewusstsein stark genug, um neue deutsche Bezeichnungen zu schaffen. die dank der breiten Resonanz der Reichshauptstadt leicht in Aufnahme kommen. Sogar einem so breit aufgepflanzten Fremdwort wie Informationsbureau geht man zu Leibe und erschrickt nicht, dafür die Neubildung Auskunftei aufzubringen. Neben Restaurant wird auch das deutsche Imbisshallen herangezogen. Ein preussischer Seminardirektor hat sich jüngst in einer Fremdenliste als Seminarleiter eingeschrieben. Das ist so richtig und so einfach, dass es nur vorgeschlagen zu werden braucht, um Nachahmung zu finden. - Anderseits sind im Norden manche Fremdwörter bestehen geblieben, die wir nicht brauchen. In Leipzig liest man auf dem gelben Plakat, das die Zimmervermieter aushängen, überall "Garçonlogis", in Berlin sagt man ein Chambregarní und spricht von Chambregarnisten und von der Chambregarnimutter. In Inseraten erscheint die Mamséll, die Ladenmamsell, eine Kochmamsell, wie man sieht, in der sozialen Wertung einige Stufen gesunken, und noch schlimmer ist der Musjeh heruntergekommen. Die Versteigerung ist bekanntlich die Auktion — der Berliner Gassenhauer vom Grunewald hat es wohl endlich in die entlegensten Hütten getragen, und allgemein gebräuchlich ist die Chaussée für Landstrasse. Auch hier also ein Niederschlag aus der Zeit des französischen Geschmacks im vorigen Jahrhundert unter Friedrich dem Grossen, dessen Profil mit Voltaires Schatten noch heute das Schloss Sanssouci in Potsdam vor das Auge ruft, wie anderswo die Solitude oder das Palais irgend eines Landesfürsten aus jener Zeit herüberreicht.

Nun wäre es sehr lehrreich, der provinziellen Verbreitung der Wörter etwas nachzugehen. Es sind darin fortdauernde Schiebungen zu erkennen, lebenskräftiges Vordringen der einen, Zurückweichen und Absterben der andern. Einerseits gibt es Wörter, die, einst der ganzen Sprachgemeinschaft geläufig, auf einzelne Gegenden zurückgegangen sind oder sich völlig auf den Altenteil einer Mundart zurückgezogen haben. So ist das Wort Anke, die alte deutsche Bezeichnung für das lat. Lehnwort Butter, jetzt nur noch südwestdeutsch. Die Geissel, mhd. geisel, noch bei Luther gebraucht, ist durch das aus dem Slavischen entlehnte Peitsche zurückgedrängt. Auch losen und lugen sind speziell oberdeutsche Ausdrücke geworden, lugen wenigstens in seiner allgemeinen Geltung für schauen; denn nur in besonderer Zuspitzung auf scharfes, spähendes Ausschauen wird es auch von nördlichen Schriftstellern verwendet, und nur auf dem Auslug ist wirklich im Norden üblich. Dagegen ist beispielsweise das alte Wort lützel für klein, wenig heute nur noch im niederdeutschen Norden eigentlich lebendig als plattdeutsch lüttje, engl. little; bei uns ist es bis auf verschwindendes Vorkommen in Gebirgsgegenden - der Appenzeller hat noch beim Spiel "lützel gmacht" — ausgestorben, und nur einige Namen wie Lützelau, die kleine Insel neben der grösseren Ufenau, erinnern bei uns daran, dass dieses Wort einmal in allgemeinem Gebrauche stand. So ist auch dem Süddeutschen das Bismarckwort "Ein braves Pferd stirbt in seinen Sielen" nicht mehr verständlich, obschon die Siele (= Zugriemen) in mhd. und ahd. Zeit auch dem Süden angehört hat.

Zu diesen vorerst rein geographisch genommenen Schiebungen der Worte kommen als weitere Ursache provinzieller Unterschiede Verschiebungen ihrer Bedeutung, die landschaftlich in mannigfacher Weise auseinandergehen. Daher kommt es, dass in so vielen Fällen unsere Mundart vom äussersten Süden und die wesentlich mitteldeutsche

Schriftsprache im Wortinhalt sich nicht decken. Oft sind die gleichen Ausdrücke in einzelnen Sprachprovinzen in älterer Bedeutung im Gebrauche geblieben, während sich in andern Gegenden ihre Auffassung verschoben hat. In vielen Fällen hat sich die Bedeutung der Wörter in der Richtung einer Spezialisirung, der Einschränkung auf eine Einzelbedeutung zugespitzt. Das ist z. B. der Fall bei dem Verb reiten, das unsere Mundart noch in dem alten, allgemeineren Sinne von sich fortbewegen braucht; unsere Landleute können noch auf einem Wagen reiten. In andern Fällen liegt in unserer Mundart eine eigenartige Spezialisirung vor, so in der Einschränkung von Frucht auf die Brotfrucht, das Getreide, oder in dem speziellen Gebrauche von Korn, was sonst Getreide überhaupt bezeichnet, für eine einzelne Getreideart, den Dinkel (Spelz), in andern Gegenden für den Roggen, ebenso in der Beschränkung von Imbiss auf das Mittagessen oder in der zürcherischen speziellen Verwendung von Kind für Mädchen. bestimmte Einzelbedeutung hat unser Sprachgebrauch auch den Ausdruck bei j. vorbeikommen gebracht im Sinne von vorsprechen und ebenso vermögen, er vermag's, in dem prägnanten Sinne, auf den auch die Schriftsprache das Vermögen gesetzt hat. - Auch die umgekehrte Verschiebung kommt vor, dass ein Wort in provinziellem Gebrauch eine Erweiterung erfährt. Im Norden spricht man missbräuchlich von einem schönen Bier und sagt, es schmeckt sehr schön, oder die ganzen Kinder für alle Kinder, und ganz gewöhnlich gebraucht man in der Steigerung das gleichstellende wie, grösser wie anstatt grösser als. Wiederum macht das Süddeutsche einen noch weiteren Gebrauch als sonst üblich von dem Worte Tochter, um ein Mädchen von gutem Hause zu bezeichnen. Höhere Töchter zwar und Töchterschulen für Mädchenschulen sind unhinderlich allgemein verbreitet; vollends aber eine Ladentochter oder Saaltochter, einen Töchterchor gibt es nur bei uns. - Im ganzen jedoch macht sich in der Ökonomie der Sprache überall das Bestreben geltend, Vieldeutigkeit einzuschränken und da, wo ihr für gleichartige Dinge verschiedene Ausdrücke zur Verfügung stehen, zu dem Zwecke grösster Deutlichkeit jedes Wort im gewöhnlichen Gebrauch in einer bestimmten Einzelbedeutung zu führen; nur trifft sie in verschiedenen Gegenden in der Konkurrenz der Synonymen eine andere Verteilung. Ich nehme als Beispiel eine Wortgruppe aus unserer Mundart mit ihrer schriftdeutschen Entsprechung. Die Geltung des alten Mundartwortes Hälsig hat in der Schriftsprache Strick übernommen. Dieses kommt in der Mundart gewöhnlich nur in der besondern Bedeutung von Spannstrick zum Anspannen der Zugtiere vor, was schriftdeutsch Strang, die Stränge

heisst. Das Wort Strang selbst wieder kennt auch die Mundart, aber nur in der Bedeutung von Garngebinde, wofür die Schriftsprache Strähne sagt. Oder vergleichen Sie den Gebrauch der Verben gehen, schreiten, marschieren, laufen, eilen, springen, hüpfen mit der entsprechenden mundartlichen Wortgruppe, in die noch gumpen oder jucken eintritt, während andere fehlen, so sehen Sie, wie die Wörter sich ganz anders in ihre Rollen teilen. Insbesondere hat laufen in der Mundart einen weiteren Spielraum bewahrt; bei uns lernt ein Kind laufen, auch der Rekrut muss "ge lehre laufe". Für unser ziehen, in Zürich zügle, Glarus plündern, die das Schriftdeutsche nicht in diesen speziellen Bedeutungen führt, sagt man mit ausdrücklicher Bestimmtheit umziehen, wegziehen, fortziehen, verzogen. Mitunter gehen die Sprachprovinzen in der Verwendung eines Wortes so auseinander, dass die Worte scheinbar nichts mehr gemeinsam haben. Ein Beispiel ist das Adv. bereits [eig. bereitgemacht, reitfertig], mit dem die Mundart nur die Vorstellung des nahezu Erreichten, das eben einzutreten bereit ist, die Schriftsprache nur die der eingetretenen oder fertig vorliegenden Handlung verbindet. Ebenso klaffen auseinander der Ausdruck der Mundart etwas beschicken d. h. kommen lassen und das schriftdeutsche eine Ausstellung beschicken, beides aber eigentlich = zu ihm schicken.

In manchen Fällen ist eine Spezialisirung des Wortinhalts in ganz besonderem Sinne eingetreten. Man hat von einem pessimistischen Zug in der Sprache gesprochen, der viele Wörter in eine auffallende Verschlechterung der Bedeutung hat verfallen lassen. Nun können ja in den einzelnen Fällen verschiedene Ursachen die Auffassung herabgesetzt haben; vielleicht spielt auch wirklich eine Neigung mit, minderwertigen Nebenvorstellungen Raum zu geben, so dass diese schliesslich als alleiniger Inhalt des Wortes bleiben. Tatsache ist es, dass manche Wörter in ihrer Bedeutung arg heruntergekommen sind. Was bei Gotthelf im Bernbiet noch ein Lob war, gemein und niederträchtig (d. h. leutselig), was auch in Goethes Epilog auf Schiller "Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine" noch in dem Sinne des Gewöhnlichen, Alltäglichen gesagt war, ist heute auf die geringwertigste moralische Nebenvorstellung eingeschränkt. Beispiel aus der älteren Sprache: Im Nibelungenliede heisst es von Siegfried vor seiner Ermordung "der küene veige man". Natürlich kann in diesem Zusammenhange feig nicht seine jetzige, ethisch geringe Bedeutung haben; es bedeutete dem Tode verfallen. Auch diesen Prozess des Verfalls der Auffassung sehen wir in verschiedenen Gegenden in ungleichem Masse sich vollziehen. So hat das Wort Frauenzimmer, ursprünglich das Zimmer der Frauen, dann auf diese selbst übertragen, das im Süddeutschen wie bei Goethe und Lessing noch in unbedenklichem Gebrauche steht, für den Norddeutschen eine verächtliche Nebenbedeutung angenommen und durch Dame seinen Ersatz gefunden, selbst in Fällen, wo es sich um nichts weniger als um eine Dame handelt. Dieses elegante Wort ist daher selbst schon so abgegriffen, dass man in ernster Rede bereits zu dem deutschen Worte Frau zurückkehrt. Auch unsere Mundart hat manches Wort auf eine Nebenbedeutung in üblem Sinne herabgesetzt, z. B. taub = geärgert, zornig. Auf schlechter Stufe steht auch ein Schalk, ursprünglich Knecht, das die Mundart auf die üble Seite des Knechtessinnes zugespitzt hat, während es sonst in der Sprache zu besserer Geltung aufgestiegen ist, so in schalkhaft lächeln, ähnlich wie Schelm in schelmisch und Schelmerei gemildert ist. Im einen wie im andern Falle aber, ob nun ein Wort sich mit minderwertigen Anschauungen oder mit freundlicheren Auffassungen füllt, ist das Wesentliche der Bedeutungsverschiebung, dass die ursprüngliche Grundlage des Wortes im Bewusstsein verblasst. Oft ist sie in völlig verdämmerten Hintergrund zurückgetreten. Wer denkt heute bei dem Worte Kopf noch daran, dass es in urgermanischer Zeit Trinkschale, dann besonders Hirnschale bedeutet hat? Am häufigsten ist ein Verblassen ursprünglich konkreten Wortinhalts, der namentlich in der durchgebildeten Schriftsprache vielfach vergeistigt und übertragen erscheint, während die Volkssprache manches Wort noch in der alten, sinnenfälligen Bedeutung führt oder diese doch vorwiegend im Gebrauche erhält. Wenn man z. B. von einem Eindruck spricht, so denkt man im gewöhnlichen schriftdeutschen Gebrauche kaum mehr an die eigentliche, materielle Bedeutung, die in der Mundart noch im Vordergrunde steht. So hat das Wort bös in dem Ausdrucke en böse Rock, bösi Schue noch die ursprüngliche, sinnliche, nicht ethische Bedeutung von gering. Gleicherweise zum inhaltschweren sittlichen Begriff gesteigert mit derselben sinkenden Auffassung, in dem äusserlich Geringen insbesondere den geringen Gesinnungswert und überhaupt das Verwerfliche zu sehen, ist auch das Wort schlecht, das wie schlicht, von dem es sich abgespalten hat, gerade, einfach bedeutete. So ist auch das Elend, das ursprünglich nur ein anderes Land bedeutet hat, woran noch in Bern die Elendenherberge erinnert, von dem Begriffe des Leidens und Jammers, der sich früher mit der Fremde verband, zum Ausdruck der Verworfenheit herabgesetzt. Wir sehen eine Umwertung aller Werte, wie der Philosoph im Gebiete der Ideen sie findet, in der Sprache in weitestem Umfange sich vollziehen. Das macht das Merkwürdige und eigentümlich Schwierige der Sprachentwicklung aus. Wir gebrauchen fort und fort eine Überlieferung jahrtausendealter Worte. Das Wort bleibt; aber sein Sinn ändert sich. Neue Worte müssen seine alte Meinung aufnehmen. Dadurch werden die Worte in ungeahnter Weise aufschlussreich als Projektion der Ideen, Anschauungen, Auffassungen, die als lebende Bilderreihen sich darin schieben. Nur wenige gibt es, die nach der Natur der Sache durch die Jahrhunderte unveränderlich dasselbe bezeichnen.

Ich sprach einerseits von Wörtern, die von allgemeiner Gültigkeit auf provinzielle Geltung zurückgegangen sind. Umgekehrt gibt es auch Ausdrücke, die von einer einzelnen Gegend aus sich weiter verbreitet haben und schliesslich zum Gemeingut der Sprache geworden sind. ist das Wort staunen, das urspr. wie noch unser stune starr blicken bedeutet, im 18. Jhd. von der Schweiz her in der Schriftsprache eingebürgert worden; auch unentwegt, die Machenschaft, eine deutsche Bildung für Machination, ist von der Schweiz aus, anheimeln und manches andere Wort, abgesehen von schweizerischen Begriffen wie Fluh, Föhn, Gletscher, Lawine, überhaupt vom Oberdeutschen in den allgemeinen Gebrauch eingeführt worden. Dagegen sind z. B. die Wörter barsch, blinken, Bord, Borke, dreist, düster, echt, Grummet, Jauche, kippen, Krume, das Linnen, pusten, quengeln, Riefe, riefen, schmauchen (engl. smoke), schwelen (schwz. motte), Stöpsel für Pfropfen, Stulpe, stülpen, Süd(en) [obd. Sundgau], Treppe für südd. Stiege, verblüffen; Bucht, Ebbe, leck, Klippe, Pegel und andere, deren geringere Geläufigkeit in unserem Munde ihre anderweitige Herkunft verrät, Beiträge des Niederdeutschen zu der Gemeinsprache, die sich dorther auch die meisten Seemannsausdrücke beigelegt hat. Ursprünglich nur mitteldeutsch, durch Luther allgemein geworden, ist z. B. Hügel, wofür das Oberdeutsche Hübel und Büh(e)l hat; auch horchen und viele andere mehr. Oft ist dasselbe Wort aus verschiedenen Mundarten in ungleicher Bedeutungsabstufung in die Schriftsprache aufgenommen worden, dieser so eine weitere Bereicherung an Nüancen des Ausdrucks eintragend. das oberdeutsche sanft ist das niederdeutsche sacht, neben oberdeutsch schnaufen, schnüffeln und schnupfen das mitteldeutsche schnauben und niederdeutsch schnuppern in die Gemeinsprache eingetreten. Und fortwährend steigen aus den Mundarten, diesen lebendigen Quellen der Sprache, neue Ausdrücke in die allgemeine Zirkulation auf, der damit frische, unverbrauchte Kräfte zugeführt werden.

Eine Menge Wörter freilich sind über die Provinz ihres Ursprungs noch nicht hinausgedrungen. Die schweizerischen Ausdrücke einen Fonds äufnen, flöchnen für nordd. bergen oder flüchten in aktivem Sinn wie bei Schiller: "Alles rennet, rettet, flüchtet", einen bemühenden Eindruck, allfällig, etwas wegkennen, z. B. einen schadhaften Ofen, etwas bereinigen, die Neubildung "nicht erhältlich", das schweizerische Kernwort währschaft, urchig, räss (salzig, scharf), aber od. aper (schneefrei), Schnauz für Schnurrbart und manches andere, das im schweizerischen Schriftdeutsch gebraucht wird, kennt man in Norddeutschland nicht. Dafür treten dort andere Provinzialismen auf. Der Berliner in seiner scharf verstandeskühlen, aller Sentimentalität fremden Schnoddrigkeit findet alles ulkig oder nennt es Mumpitz, ihm ist es schnuppe, für unser ja woher, warum nicht gar, ruft er i wo! um einige charakteristische Beispiele zu nennen. Auch das Register derber Kraftausdrücke wird mit Geläufigkeit gezogen. Ausdrücke wie "das Aas", Aaskröt, die Schweinhunde, die gleich bereit sind, dem Gehege der Zähne zu entschlüpfen, sind bekannten schweizerischen Idiotismen vollkommen ebenbürtig.

Provinzialismen treten überall besonders im engeren lokalen Verkehr auf und sind da ganz an ihrem Platze. Denn der Ausdruck, der, jedermann geläufig, am unzweifelhaftesten verstanden wird, ist in jedem Falle auch der richtige. Daher ist eine Bezeichnung wie der Gantrodel in der schweizer. Amtssprache oder der eigenartig kurze, aber wohl verständliche Ausdruck "unbekannt abwesend" durchaus berechtigt. Das wird anderwärts gerade so gehalten. An der Saale bei Halle steht an einem Fusswege "Dieser Leinpfad dient nur für den Treidelverkehr". Da müssen wir andern auch schon ein Wörterbuch nachschlagen, um zu verstehen, was das heisst. Es gibt ein breites Gebiet des alltäglichen Lebens, wo der Provinzialismus sein Recht behauptet. Für Dinge namentlich, die vielgestaltig und in ihrer besondern Art einer Gegend eigentümlich sind, ist die landschaftliche Benennung ganz in ihrem Dazu gehören allerlei Gebäcke und Brotformen wie unsere Wähe, Hüpen u. s. w., in Berlin die Semmel, Strippen, Stullen, Knippel, manche Korbformen wie bei uns die Zeine, die Hutte, im Norden die Kiepe (auch ein Rückenkorb), oder verschiedenartige Wagen wie im Norden die Kremser, in Wien die Fiaker, und Fahrzeuge wie unser Weidling und der Gransen oder auf norddeutschen Flüssen und Kanälen die Zille. Der lebendige Sprachgebrauch lässt sich da gar nicht in Uniform zwängen, sollen nicht anstatt des bezeichnenden Ausdrucks flache Allgemeinheiten oder umständliche Umschreibungen in der Sprache den Ton angeben.

Für manche Dinge scheint sich trotz allgemeiner Verbreitung keine der wechselnden landschaftlichen Benennungen zu allgemeiner Geltung aufgeschwungen zu haben. Ein Beispiel sind die bekannten Spielkugeln der Kinder, bei uns Chlüre genannt. In Thüringen, wo sie fabrizirt werden, nennt man sie Märbel oder Schusser; daneben sind aber auch die Benennungen Klickern und Schnellkügelchen mehr oder weniger verbreitet; in Berlin nennen die Kinder sie Murmeln.

Die Sprache kann also ohne den Gebrauch von Provinzialismen gar nicht auskommen. Daher ist namentlich in den Zeitungen überall eine gewisse Neigung vorhanden, dem populären Ausdruck Raum zu geben, der am stärksten natürlich immer im Inseratenteil mit seinen lokalen Formeln auftritt und hier allerdings wunderliche Blüten treibt, z. B. in unserem Tagblatt das Postkind, den Ausdruck wünschendenfalls, im Norden, in Hamburg merkwürdige Unterscheidungen für den Begriff Dienstmädchen. Dort wird gesucht: ein Alleinmädchen, ein Hausmädchen, Kindermädchen, ein Tagmädchen, ein Morgenmädchen, ein gewandtes Kleinmädchen, ein Haus- und Nähkleinmädchen u. s. w.

Aber auch in der modernen Richtung der Litteratur, so bei Sudermann in seinen stilvollendeten Schilderungen der ostelbischen Junker, tritt als ein neuer Reiz naturgetreuer Darstellung eine bisweilen sogar weitgehende Geneigtheit auf, den dargestellten Personen in ihrer echten provinziellen Rede das Wort zu geben; unverändert ist mit ihrem Erdgeruch Spruchrede des Volkes aufgenommen, wie z. B. "Wo ein Sumpf ist, da sielen die Poggen". Sogar der reine Dialekt wird neuerdings, namentlich auf der Bühne, so in Gerhard Hauptmanns "Webern", dem schlesischen Sozialdrama, als ein Hauptmittel lebensvoller Charakteristik und wirksamen Lokalkolorits verwendet.

Während so die Mundarten ihr bestes Gut allmählich an die Gemeinsprache abgeben, gehen sie selbst überall in Deutschland einem langsamen Verfall entgegen. In Norddeutschland wird konstatirt, dass namentlich in den letzten 20 Jahren die plattdeutsche Mundart in rapidem Hinschwinden und an vielen Orten so gut wie ganz ausgestorben ist. Im Zeitalter des Weltverkehrs und der allgemeinen Bildung haben nun einmal die lokalen Mundarten ihren Platz nicht mehr. In den Städten zumal wird heute überall hochdeutsch gesprochen; das Platt überlassen die Gebildeten dem Landvolke. Denn wo es erst als ein Bildungsdefekt angesehen wird, noch die Mundart zu sprechen, da ist auch sicher ihr Untergang besiegelt. Dem Norddeutschen ist eben die Mundart nicht ein Ausdruck nationaler Eigenart; der Träger seiner grossen vaterländischen Idee, des Reichsgedankens ist das alle Stämme verbindende Gemeindeutsch. Sein Einfluss erstreckt sich aber auch auf die Volkssprache selbst, die überall in einer allmählich fortschreitenden Wandlung begriffen ist. Im ganzen Sprachgebiete bewegen sich die Volksmundarten auf dem Wege einer

Annäherung an die Schriftsprache oder zeigen genauer sich durchsetzt von einer schriftdeutschen Sprachschiebung, die mit der Tendenz, die Sprache in der Richtung allgemeiner Verständlichkeit auszugleichen, tief ins provinzielle Sprachleben eingreift und die bereits ins Teilstübchen zurückgezogenen lokalen Besonderheiten vollends zum Aussterben bringt. In diesem allmählichen Eindringen der Gemeinsprache in die Mundarten ist wohl der bedeutsamste Zug der neueren Sprachentwicklung zu erkennen. Auch unser Schweizerdeutsch kann sich ihm nicht entziehen. Es ist eine auffallende Erscheinung, wie auch bei uns die Mundart, namentlich auf dem Gebiete des Wortschatzes, durch den häufigeren Gebrauch der Schriftsprache, den Einfluss der Schule, der Zeitungen und Bücher, unter der ausgleichenden Wirkung des Verkehrs langsam, aber unaufhaltsam dem schriftdeutschen Ausdruck zu weichen begonnen hat. Zunächst sind es auf ein engeres Landschaftsgebiet beschränkte Wörter, die sich nicht zu behaupten vermögen, dann auch veraltete Vorstellungen und überflüssige Synonymen, die die Sprache fallen lässt. Wir sehen in diesem Vorgange die Wortvorstellungen gleichsam in einem Wettbewerb, worin der Ausdruck, der allgemein verstanden wird oder als Träger höherer Kultur mit neuen Anschauungen in massgebender Geltung verknüpft ist, als der leistungsfähigere und zugleich als der unterbietende, der infolge seiner eindrücklicheren Aufnahme durch das Schriftbild und seiner häufiger werdenden Betätigung sich mit dem geringeren Kraftaufwande anbietet, den Konkurrenten aus dem Felde schlägt. Auch die menschliche Sprachtätigkeit wird von dem Prinzip der Anpassung an das Zweckmässige bestimmt, und es ist interessant, auch Geistesfunktionen dem allgemeinen Lebensgesetze der Natur eingeordnet zu sehen. weitesten ist dieser Prozess auch bei uns in den Städten vorgeschritten, wo die Gebildeten ihre Verkehrssprache bereits auf ein mundartliches Halbschriftdeutsch eingestellt haben. Aber auch unter dem Volke auf dem Lande ist der mundartliche Ausdruck ins Wanken geraten. Es ist erstaunlich, wie viel nur in der Zeitspanne der letzten Generation in der Rede des Volkes sich verschoben hat. Das empfindet das Volk selbst, und oft genug hört man es aussprechen: Die Jungen reden nicht mehr wie die Alten. Ausdrücke wie von einem Baum sich überbäre, e Zwäheli, sogar schon der Ausdruck massleidig werden von dem jungen Geschlechte kaum mehr verstanden. Manches alte heimische Wort ist der Anpassung an die Schriftsprache schon zum Opfer gefallen und viele sind im Hinschwinden. Wer versteht oder gebraucht noch Ausdrücke wie rungusse, äfern, karfanglig? Anstatt ergelsteret oder erchlüpft, das ausser einigen entlegenen Landschaften niemand mehr versteht, sagt man allgemein

erschrocke. Heute heisst es hüete für gaumen, Betttuech für Lilache, häufig schon immer oder sogar tuschur für die in verschiedenen Gegenden heimischen Wörter alliwil, eister, als oder gäng. Andere schriftdeutsche Wörter halten, besonders in den Städten, der Mundart bereits die Wage, wenn sie nicht schon das Übergewicht haben. Für das volkstümliche gleitig, hurtig, weidli, tifig oder gschwind rufen unsere Kinder jetzt gewöhnlich schnëll, für werche oder schaffe hört man häufiger arbeite, häufig auch schon jemand für öpper, schnide für haue, steil für gäch. Lätsch ist durch Schleife, Ringge durch Schnalle ersetzt. Der Ausdruck der allgemeinen Kultursprache gilt nun einmal als feiner. Auch die Vertreter der Schule, die ja die berufenen Pioniere der Schriftsprache sind und es gar nicht vermeiden können, den Ausdruck der Mundart in seinen Wurzeln zu lockern, treiben mit in dieser Strömung. "Was ist das?" fragte ein Lehrer, indem er mit der Kreide auf die Wandtafel drückte. "En Tupfe!" meinte lustig ein kleiner Junge. Mit einem Lächeln wurde er belehrt, das sei ein Punkt. Nicht immer erfährt das Mundartwort die gebührende Schonung. Auch kann jeder von uns an sich selbst beobachten, wie leicht man sich der Mundart entfremdet. Ganz besonders sind aber die Frauen in ihrer Sittsamkeit voran, den sehriftgemässen Ausdruck, den sie für den gesitteteren halten, anzunehmen. Während die Männer noch sagen d'Schue alegge, sagen die Frauen in Zürich d'Schue azieh. Unsere Hausfrauen bestellen nicht mehr Anke, sondern Butter, kaufen nicht mehr Hamme, sondern Schinke. Das Wort tüppig lassen sie den Bauern und sagen schwüel. Anstatt lisme, büeze, blätze ist es doch gebildeter, stricke, nähe, flicke zu sagen. Jedes Dienstmädchen will nicht mehr Jungfer, sondern Fräulein heissen. Auf dem Lande folgt man in gemessenem Abstande nach; ganz kann man sich der Mode doch nicht entziehen. Die alte Beileidsformel Gott ergetz i 's Leid ist durch das moderne kondoliren, der schöne väterliche Neujahrsgruss, der mit so guten deutschen Worten e guets glückhaftigs, gsunds, gsegnets, freuderichs neus Jahr anwünschte, durch das gebildete gratuliren oder prosit Neujahr verdrängt.

Insbesondere sind auch die veränderten Auffassungen der höhern Kultur, die Bedürfnisse des verfeinerten Geschmackes unserer Zeit als treibende Kraft wirksam, wenn Ausdrücke, die einer überwundenen Vorstellung entsprungen sind oder die für unser Empfinden etwas Beleidigendes haben, in Abgang kommen und dem schriftdeutschen Worte weichen. Selten mehr wird gesagt werden im Hus umegeiste, und wiederum ist das landläufige Mundartwort für betrügen mit seiner recht misslichen Bildlichkeit nicht mehr gerade salonfähig oder den guten Um-

gangsformen entsprechend. (Vgl. O. v. Greyerz, Die neuere Sprachentwicklung in der deutschen Schweiz.)

Neue Begriffe, welche die Kultur schafft, werden selbstverständlich in der Form der Gemeinsprache übernommen. Wenn wir z. B. sagen, es sei etwas sehr sehenswert oder gemeinverständlich, so liegen da allgemein moderne Anschauungen zu Grunde, die eben von der gebildeten Gemeinsprache zugetragen werden, gerade wie Zitig, Isebahn u. s. w. der allgemeinen Bildungssprache entlehnt sind. Was nicht aus den bodenständigen Verhältnissen der Volksmundart erwachsen ist, dafür bringt sie auch keinen eigenen Ausdruck hervor.

In noch weiterem Umfange macht sich der Einfluss der Schriftsprache auf die Mundart in der Annäherung der Lautform mancher Wörter an das Schriftbild geltend. Schriftgemässe Aussprache fängt an, als gebildeter den Vorzug zu erhalten; in schriftdeutscher Form treten auf: blau, grau für bla, gra; schon sagt man bescheide, gelunge und Ähnliches. Für fünf, Fenster, Zins wagt niemand mehr die mundartlichen Formen zu gebrauchen, um nicht für gar zu altmodisch angesehen zu werden. Endlich kommt auch die Satzbildung und ausgebildetere Fügung der Schriftsprache als der Mundart mit ihren einfachen Mitteln, ihrer meist nebengeordneten Satzfolge überlegen immer mehr in Aufnahme. So schreitet die uniformirende Ausgleichung der Sprache immer weiter, wie das moderne Verkehrsleben in Volkstrachten und Gebräuchen alles Ursprüngliche verwischt. Man kann das Verschwinden so mannigfaltigen individuellen Lebens beklagen, aber man wird darin einen Prozess sehen, der sich aus innerer Notwendigkeit vollzieht und dem Zuge der Ideen gehorchend unaufhaltsam fortschreitet in der Richtung der Vereinheitlichung der Sprache. Überall in Deutschland sind die Mundarten mehr oder weniger in einer Annäherung an die Schriftsprache begriffen und gehen mit ihr Kompromisse ein, die in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung in mannigfachen Abstufungen auftreten.

Ein allmählicher Wandel im Wortleben vollzieht sich indessen auch in der Schriftsprache. Trotz der grösseren Festigkeit ihres im ganzen Schrifttum überlieferten Bestandes ist auch in ihr nichts unveränderlich festgelegt. Die Sprache befindet sich in stetem Flusse; auch im Wortbestande schreitet sie weiter durch ein fortgesetztes Werden und Vergehen, wie an dem immergrünen Baume welke Blätter fortwährend fallen, fortdauernd neue spriessen. Neue Wörter kommen auf, plötzlich aufgegriffen, von einer Zeitströmung getragen, neu gebildet oder aus den Volksmundarten aufgenommen, während alte, die eine Zeitströmung zeitsche Zeitströmung getragen, neu gebildet

lang im Gebrauche standen, absterben. Bei Goethe war bedeutend ein Lieblingswort; heute hat ihm erheblich in der allgemeinen Gunst den Rang abgelaufen. Ganz aus der Mode gekommen und nur noch durch den Zusammenhang mit Urlaub festgehalten ist erlauben, wofür im Norden als herrschender Ausdruck gestatten gesagt wird. Wenn in Berlin noch jemand sagt "Erlauben Sie", so muss man sich den Mann näher ansehen; es könnte ein Schweizer oder ein naher Nachbar sein. schlichte geben ist, wo es angeht, durch das anspruchsvollere verleihen ersetzt. Denn man gefällt sich heute darin, sich recht gewählt auszudrücken. Eine Vorliebe für volltönende Worte und reichlichen Ausdruck mit dem Streben nach Deutlichkeit spricht auch aus den häufigen Entfaltungen mancher Verbalbegriffe, wie aufführen, erwägen zu den umständlich herausgewickelten Ausdrücken zur Aufführung bringen, in Erwägung ziehen, fertigstellen a. ä., die indessen doch auch zumeist auf eine schärfere Momentbedeutung eingestellt sind und nicht schlechthin dasselbe besagen wie das einfache Verb. Nun ist ja die Wahl des Ausdrucks auch ein Merkmal verschiedener Bildungsschichten und in jedem andern Milieu naturgemäss verschieden. Bemerkenswert ist, dass ein gesunder Geschmack, besonders in der frischen Berliner Luft, sich abwendet von einer gezierten Ausdrucksweise, in der eine gewisse Auffassung von Bildung und Lebensart ihre Auszeichnung sucht. Die Wohlerzogenheit will es ja in manchen Kreisen, beispielsweise zu behaupten, es sei einer stärker geworden, wenn er einfach dick zu werden anfängt. Damen haben in gebildeter Gesellschaft beileibe keine Beine, sondern heute nur noch Füsse. Sie finden es auch sehr unstatthaft, noch zu schwitzen; sie sind erhitzt, haben heiss, sogar furchtbar heiss, oder sie verhüllen eine so gewöhnliche Naturerscheinung fremdwörtlich: sie transpiriren.

Diese Erscheinung des Wortwandels tritt natürlich auch in anderen Sprachen auf, was am besten einige früher aus dem Französischen entlehnte Wörter dartun, die seither in Frankreich durch andere ersetzt sind. Das Coupé heisst jetzt compartiment, der Portier concierge, der Koffer la malle. Den Scherer lösten der Reihe nach der Barbier, der Friseur, der Coiffeur ab. Zu Strassburg war nach 1870 die französische Aufschrift Coiffeur verpönt; es musste deutsch "Friseur" heissen.

Es scheint, dass gewisse Wörter, die eine Zeitlang im Schwange gehen, eigentlich verbraucht werden, indem man ihrer nachgerade überdrüssig wird. Ein anderes wird dafür aus dem Dunkel hervorgezogen und zum Modewort erhoben, bis die wechselnde Gunst es wieder in der Versenkung verschwinden lässt. Kurzen Bestand haben insbesondere manche Fremdwörter, die oft im eigentlichen Sinne eine Sache der Mode sind und mit der Wandlung des Geschmacks von der Sprache wieder ausgestossen werden. So wird das früher oft in Zeitungsinseraten aufgetretene Wort honett wie das öfter gehörte obligé heute selten mehr angetroffen. Auch das Wort galant hat bessere Tage gesehen. Im vorigen Jahrhundert gefiel es so gut, dass man alles Hübsche und Zierliche, alles was man heute fein, elegant findet, galant nannte und von galanten Hunden, Katzen, Pantoffeln, Stühlen und Bänken sprach. Später beschränkte man es auf den engeren Begriff dessen, was man früher umständlicher "Urbanität gegen das Frauenzimmer" nannte. Heute hat es schon einen leichten Stich ins Ironische und ist in ernstem Sinne durch das gediegenere deutsche Wort ritterlich ersetzt.

Jede Generation von Zeitgenossen legt sich wieder das eine und andere Lieblingswort bei. Auch unsere Zeit hat ihre typischen Modeworte, worin allerlei moderne Art, das Interesse und der Geschmack der Zeit sich niederschlägt und die für alles herhalten müssen. Worte sympathisch, fein, reizend, liebenswürdig, interessant, niedlich, in Reden unentwegt und zielbewusst erfreuen sich heute allgemeiner Beliebtheit; in englisch gebildeter Damen Munde ist alles Hübsche und Nette "süss", bei unseren älteren Damen alles "herzig", alles halbwegs Unangenehme einfach grässlich. Der militärische Schneid, die Leutnantsausdrücke schneidig, stramm, kolossal, feudal haben alle Welt erobert oder kommen auf wie der Gruss und Zuruf Heil! immer getragen von den Vorzugsanschauungen der Zeit. Daher sind sie auch so erfolgessicher, diese von dem herrschenden Geschmack einmal als Parole ausgegebenen Modewörter, die, obschon in voller Geltung des Gesetzes vom kleinsten Kraftmass weitergegeben, selbst abgenützt wie das "voll und ganz" tönender Festreden noch einen Anschein von Geistreichigkeit und Witz eintragen.

Auch manche glückliche Neubildung bringt die heutige Sprache hervor. Mit lebendiger Triebkraft verwendet sie die Ableitungssilben zu neuen Gestaltungen. So schafft sie mit der Vorsilbe be- z. B. ein kurz befristetes Ultimatum, oder in der Kaufmannssprache den Ausdruck die Kunden bemustern; auch mit der fruchtbaren Partikel vertreibt die Sprache neue Sprossformen wie verärgern, verekelt, verängstigt, verhänselt, die Verelendung, die Verbilligung. Eine junge Bildung ist der Versand oder Versandt; erst in neuester Zeit aufgetaucht ist als stärkste Potenz von hart arbeiten, schanzen, sich schinden schuften. Eine gute Ableitung ist ein schwer handbares Packet, das im Norden geläufige sich mit jemand anfreunden, ein treffender Ausdruck jemand kaltstellen, bezeichnend die Scharfmacher, auch kratzbürstig, eine gute Entsprechung

für unser raubauzig, beliebt im gewählten Stil offensichtig, unweigerlich und ein bedeutsamer moderner Begriff die Lebenshaltung. Schlagen Sie einen Schriftsteller des Tages, eine gut geschriebene moderne Zeitschrift auf, so finden Sie in Wort und Stil eine Darstellung, die von der Sprache Goethes und Lessings schon merklich verschieden ist. Die Sprache ist in fortschreitender Evolution im Zusammenhange mit allen treibenden Kräften der Zeit. Immer aber ist das einzige zuständige Forum, das über die Gültigkeit ihrer Schöpfungen entscheidet, der allgemeine Gebrauch. Auch da, wo sie die strenge Regelmässigkeit verlässt, ist gegen ihre lebendigen Kräfte nicht aufzukommen. Wenn heute z. B. die neuerlich beliebte Kürze in dem Ausdrucke "der Verein Zürcher Wohnungsmieter" gleich dem im Norden durchgedrungenen "Verein Berliner Künstler" wegen der nachlässigen Fügung bemängelt wird, so wird doch auch in diesem Falle das Ungewohnte, noch als unrichtig Empfundene zur Regel werden, wenn sich der Sprachgebrauch dafür Man muss sich nur gegenwärtig halten, in welcher Masse von Erscheinungen die Sprache aus den Geleisen der Regelmässigkeit ausgesprungen ist, fortwährend in neue Bahnen gelenkt hat und sozusagen vor unsern Augen sich noch verändert. Ich erinnere nur an die Behandlung der Eigennamen, bei denen die Sprache die noch bei unsern Klassikern übliche Flexion meistenteils abgeworfen hat. Und sollte sie auch in der gelegentlichen Abstreifung der grammatischen Formen noch weiterschreiten, wie in Briefadressen, wo eine Neigung zu titelhafter Kürze besteht, oder mit dem Wegfall des e im Dativ und in Verbalendungen (im Saal, ich hab, wie heisst du?), so fällt sie doch keineswegs aus ihrem durchgehenden Entwicklungszuge, sich im Sinne fortschreitender Geschmeidigkeit und Leichtigkeit weiterzubilden. Verfehlt ist daher eine Auffassung der Grammatik, die den Sprachgebrauch festlegen und regeln möchte; ihre Aufgabe ist es, seinen Wandlungen nachzugehen, das Gegenwärtige als ein Gewordenes zu begreifen in seinem Zusammenhange mit der ganzen geistigen Entwicklung und im Zusammenhange der ganzen Sprachgemeinschaft. Die Sprache lässt sich in weit geringerem Masse meistern, als man anzunehmen geneigt sein möchte. Selbst die grossen Schriftsteller, die unsere anerkannten Lehrmeister sind, sind viel mehr von der allgemeinen Strömung des Sprachlebens getragen, als dass sie dieselbe wesentlich beeinflussen. Ihnen ist es nur gegeben, reicher als andere zu schöpfen aus dem frisch quellenden Born der lebendigen Sprache selbst. Aus den Tiefen der Volksseele quillt er im letzten Grunde. Auch unser alemannisches Land hat in alter und in neuer Zeit durch grosse Vertreter seiner Eigenart zu dem gesamten deutschen Geistesleben seinen Anteil beigetragen. Mögen wir auch fernerhin über die politischen Grenzpfähle hinweg, die wir nicht als geistige Schlagbäume ansehen werden, als Gebende wie als Empfangende mit der gesamten deutschen Sprachgemeinschaft in förderlichem Zusammenhange bleiben!